
Buchbesprechungen

Rodney Stark, Der Aufstieg des Christentums. Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht, Beltz Athenäum, Weinheim 1997, 291. S.

Der amerikanische Religionssoziologe *Rodney Stark* widmet sich in seinem nun in deutscher Übersetzung vorliegenden Buch „The Rise of Christianity. A Sociologist Reconsiders History“ der Frage, wie sich der Aufstieg des Christentums in den ersten vier Jahrhunderten nach Chr., d.h. seine Entwicklung von einer Sekte innerhalb des Judentums zur Staatsreligion des Römischen Reiches (und damit zur vorherrschenden Religion der Welt) erklärt. Diese Frage ist freilich nicht neu, vielmehr sind ihr schon häufiger Theologen und Historiker in ihren Forschungen nachgegangen. *Starks* Absicht ist es, diese Forschungen voranzubringen, und zwar mit Hilfe von Theoremen und Modellen, die er aus der eigenen soziologischen Forschung über religiöse Phänomene der Gegenwart gewonnen hat. Sie will er auf das zu erklärende Phänomen anwenden und auf diesem Weg einige Ergebnisse der bisherigen Forschung korrigieren sowie einige noch offene Fragen beantworten.

Stark beginnt seine Überlegungen mit einer statistischen Analyse: Wenn man von 1000 Christen im Jahre 40 als Basiszahl und fünf bis 7,5 Millionen im Jahre 300 als Endzahl ausgehe, so gelange man zu einer Wachstumsrate von 40 Prozent pro Dekade. Diese Wachstumsrate sei zwar sehr hoch, doch lasse sie sich durchaus erklären. *Stark* zieht zu diesem Zweck ein allgemeines Modell von Bekehrungen heran, demzufolge Bekehrungen wesentlich von sozialen Beziehungen – *Stark* führt an dieser

Stelle den Begriff des „Netzwerkes“ ein – abhängig sind. Über Netzwerke würden sich neue religiöse Bewegungen ausbreiten und davon, wie diese Netzwerke beschaffen – ob sie offen oder geschlossen – sind, hänge wesentlich der Erfolg dieser Bewegungen ab.

In einem zweiten Schritt geht *Stark* dazu über, konkret zu bestimmen, wer alles zum Christentum bekehrt wurde. Im Gegensatz zu der weitverbreiteten Meinung, es seien primär Personen aus den Unterschichten, die sich der christlichen Bewegung anschlossen, und diese sei eine „proletarische Bewegung“ gewesen, hält *Stark* es für plausibler, daß im Gegenteil in erster Linie Personen aus den privilegierten Schichten sich zum Christentum bekehrten, weil sich Personen aus diesen Schichten aufgrund ihrer materiellen Voraussetzungen grundsätzlich eher – wie Untersuchungen zu religiösen Bewegungen der Gegenwart zeigen – mit der Sinnfrage beschäftigen und an neuen Ideen interessiert sind. Schon lange bekannt ist, daß es in der Frühzeit primär Juden waren, die zum Christentum konvertierten. Die Bekehrung von Juden sei nicht nur, wie bisher angenommen wurde, bis zum Aufstand der Jahre 66-74 n. Chr. oder bis Bar Kochba, sondern viel längere Zeit von großer Bedeutung für die Ausbreitung des Christentums gewesen. Diese Bedeutung erkläre sich dadurch, daß die christlichen Missionare, wenn sie Jerusalem verließen, zuerst jüdische Gemeinden in der Diaspora anließen, sich also des Netzwerkes bedienten, das bereits bestand – gestiftet durch die gemeinsame Religion und ethnische Zusammengehörigkeit und räumlich weit ausgebreitet aufgrund der Vertreibung der Juden. Für die Juden in

der Diaspora sei nun aufgrund der Situation, in der sie sich befanden, das Christentum attraktiv gewesen, denn sie waren in doppelter Hinsicht marginalisiert: zum einem im Verhältnis zu den Jerusalemer Juden, weil sie selbst – mehr oder weniger stark – hellenisiert waren, zum anderen im Verhältnis zu der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft. Das Christentum sei vielen als eine Lösung dieses Problems erschienen, weil es wegen seiner ethnischen Neutralität den Anschluß an die Mehrheitsgesellschaft erleichterte und zudem keinen radikalen Bruch mit dem Judentum verlangte, da es in Kontinuität mit ihm stand. Der definitive Bruch mit dem Judentum fand erst zu der Zeit statt, als das Christentum Staatsreligion des Römischen Reiches wurde. Des weiteren ist bekannt, daß in der Frühzeit des Christentums Frauen aus den oberen gesellschaftlichen Schichten eine große Rolle spielten. Das erkläre sich, so *Stark*, durch die bessere Stellung, die den Frauen im Christentum zuteil wurde: In der griechisch-römischen Welt waren die Frauen in ihrer Macht und Freiheit stark beschränkt, was *Stark* in Zusammenhang damit bringt, daß (vor allem wegen der Tötung ungewollter weiblicher Kinder) die Männer in der Überzahl und die Frauen „knapp“ waren. Das Christentum aber habe die Stellung der Frau innerhalb der Familie gestärkt (Kindstötung sowie Abtreibung wurden verboten, Scheidung und Promiskuität verdammt) und es ermöglicht, daß Frauen im öffentlichen Leben, im Leben der Gemeinde einflußreiche und prestigeträchtige Positionen einnahmen. Daß schließlich bei den Christen ein Frauenüberschuß, bei den Heiden aber ein Frauenmangel herrschte, sei, so *Stark*, die Voraussetzung für zahlreiche Mischehen und, vermittelt darüber, auch für zahlreiche Sekundärkonversionen (der Männer) gewesen. (Daß diese Mischehen von christlicher Seite nicht verboten wurden, bedingte, daß das Netzwerk der Ausbreitung offenblieb).

Neben der Frage, über welche Netzwerke die Ausbreitung des Christentums verlief, beschäftigt *Stark* auch diejenige nach den inneren Ursachen für seinen Erfolg: Wie ist es zu erklären, daß sich das Christentum gegenüber dem Heidentum hat durchsetzen können? *Stark* versucht auf diese Frage eine Antwort zu geben, indem er die Anforderungen, denen eine Religion zu damaliger Zeit genügen mußte, darlegt und zeigt, wie und warum das Heidentum an ihnen scheiterte, während das Christentum sie zu bewältigen vermochte. Er richtet sein Augenmerk dabei auf verschiedene Krisenphänomene, zum einen auf Krisen, die die gesamte griechisch-römische Welt erfaßten – die beiden großen Epidemien von 165 und 251 n. Chr. – zum anderen auf die Situation in den Städten. Die großen Epidemien, denen weite Teile der Bevölkerung zum Opfer fielen, hätten in doppelter Weise Anforderungen an die damaligen Religionen gestellt. Zum einen hätten sie nach einer sinnhaften Deutung verlangt, zum anderen hätten sie sie vor die Notwendigkeit gestellt, praktisch auf sie zu reagieren. In beiden Hinsichten habe das Heidentum versagt, das Christentum sich aber bewährt: Da es ein Leben nach dem Tod versprach, habe es Trost und Hoffnung gegeben, und weil es das Gebot der Nächstenliebe predigte, habe es zahlreiche Christen zur Pflege der Kranken motiviert, so daß die Sterberate bei den Christen deutlich unter derjenigen der Heiden lag. (Das quantitative Verhältnis zwischen Christen und Heiden habe sich darüber hinaus auch verschoben, weil die Christen aufgrund ihres selbstlosen Engagements und weil die Epidemien bei ihnen weniger drastische Folgen zeitigten, an Glaubwürdigkeit gewonnen).

Auf die Situation in den Städten geht *Stark* besonders ausführlich ein, weil bekannt ist, daß sich das Christentum gerade dort rasch ausgebreitet hat. Die Städte der griechisch-römischen Welt befanden sich damals gewissermaßen in

einer Dauerkrise: Zahlreiche Menschen lebten dort auf engstem Raum und in unvorstellbarem Schmutz zusammen (*Stark* errechnet exemplarisch für die Stadt Antiochia eine Bevölkerungsdichte von 482 Einwohner pro Hektar). Die Integration der städtischen Gemeinschaft war aufgrund der enormen ethnischen und religiösen Heterogenität permanent gefährdet, die Kriminalitätsrate war hoch und nicht selten brachen Konflikte aus. Die Schwäche des Heidentums bestand nun *Stark* zufolge darin, daß es keine sozialen Bindungen zu stiften vermochte und deswegen praktisch folgenlos blieb. *Stark* erklärt dies damit, daß die heidnischen Kulte den Charakter nichtexklusiver Klientenkulte hatten: Die Gläubigen hätten je individuell die Dienstleistungen der Priester angefordert, so daß keine Vergemeinschaftung zwischen ihnen entstehen konnte. Zudem habe die Nichtexklusivität bedingt, daß die Gläubigen nicht alles auf eine Karte setzten, sondern – um das Risiko einer religiösen „Fehlinvestition“ zu mindern – sich an möglichst viele Götter wandten, die in der Folge mehr und mehr an Bedeutung verloren. Im Gegensatz dazu war das Christentum in der Lage, neue soziale Bindungen zu stiften, zu praktischem Handeln zu motivieren und, vermittelt darüber, das städtische Leben auf eine neue Basis zu stellen.

Das Christentum hat sich schließlich durchgesetzt, ist zur Staatsreligion im Römischen Reich geworden (für *Stark* ist die Anerkennung als Staatsreligion durch Kaiser Konstantin nicht Voraussetzung, sondern Folge seines Erfolges), obwohl die Politik Roms gegen das Christentum gerichtet war. Das Ausmaß der Christenverfolgung dürfe allerdings nicht überschätzt werden. Ihre Erfolglosigkeit erkläre sich daraus, daß sie auf der Prämisse durchgeführt wurde, die christliche Bewegung sei vergleichbar mit oppositionellen politischen Bewegungen, derer man Herr werden kann, indem man gegen ihre Führung vorgeht.

Die christliche Bewegung sei aber von ihrer Führung relativ unabhängig gewesen. Zudem sei durch die Märtyrer das Christentum gestärkt worden, das insbesondere in den sechziger Jahren n. Chr., als sich weder die Hoffnung auf die Parusie Jesu erfüllte noch große Missionserfolge zu erkennen waren, in eine Glaubwürdigkeitskrise geriet. Durch das Martyrium der drei damals prominentesten Führer des Christentums – Jakobus, Petrus und Paulus – sei diese Krise schließlich überwunden worden.

Johannes Twardella

Helwig Schmidt-Glintzer, China. Vielvölkerreich und Einheitsstaat. Von den Anfängen bis heute, Verlag C. H. Beck, München 1997, 312 S.

Helwig Schmidt-Glintzers Buch befaßt sich mit einer Frage, die keineswegs wissenschaftlich abschließend geklärt ist: Wie das Vielvölkerreich China als Einheitsstaat entstanden ist und wie dieser sich konsolidiert hat. Nicht die Geschichte einzelner Völkerschaften soll präsentiert, sondern vielmehr beschrieben werden, wie sich die Idee des Einheitsstaates trotz periodischen Zerfalls immer wieder durchsetzte, in welcher Weise sich eine chinesische Identität herausbildete und wie diese sich über Zeit und Raum hinweg verfestigte. Die Darstellung der „Dynamik der Ausdehnung Chinas“, der Sjinisierungszweck des ostasiatischen Festlandes ist sein Ziel, ein Anspruch, der über das rein Historische weit hinausreicht. Daß die Vorbereitung zu diesem Buch gerade im geschichtsträchtigen Jahr 1989 begann, dem Jahr also, das durch die Niederschlagung der damaligen städtischen Protestbewegung und zahlreiche Nationalitätenkonflikte (Tibet, Xinjiang, Muslime) gekennzeichnet war, legt die Vermutung nahe, daß *Schmidt-Glintzer*